

«Krisen sind gute Zeiten, um Rechenschaft abzulegen»

Der Ethiker Rehmann-Sutter zur Gier der Manager, zur Aufgabe der Ethik in der Öffentlichkeit und zum Ethiker-Klüngel in der Schweiz

Der Molekularbiologe und Philosoph Christoph Rehmann-Sutter hat 2001 das Präsidium der damals gegründeten Nationalen Ethikkommission im Bereich der Humanmedizin übernommen. Nun gibt er das Amt ab; er tritt eine Professur in Deutschland an. Im Interview blickt er auf die Erfolge und Misserfolge der Ethikkommission zurück.

Herr Rehmann-Sutter, wir stehen am Anfang einer voraussichtlich langen Wirtschaftskrise. In schwierigen Zeiten sind Werte gefragt. Sind Krisenzeiten gute Zeiten für Ethiker?

Christoph Rehmann-Sutter: Krisen sind auf alle Fälle gute Zeiten, um Rechenschaft abzulegen. Zwar wird «Krise» oft negativ gedeutet, doch Krise bedeutet ja eigentlich «Scheideweg». Es geht also darum, Möglichkeiten auszuscheiden. Eine Krise ist eine Chance, zu erkennen, worauf es in der Gesellschaft wirklich ankommt. Man sollte jetzt die Gestaltungsmöglichkeiten wahrnehmen, die zu normalen Zeiten nicht bestünden. Und wir haben einige Gründe, Dinge zu sehen, die wir in letzter Zeit vernachlässigt haben.

«Man denkt zu kurzfristig»

Woran denken Sie?

Ich denke vor allem an Probleme der Ökologie und der globalen Gerechtigkeit. Wohlstand auf Kosten der Armen und auf Kosten der Natur ist nicht nachhaltig. Gerade ökologische Probleme sind zwar ins Bewusstsein gekommen, aber noch viel zu wenig in die Handlungswirklichkeit.

Wenn die Arbeitslosigkeit steigt, gerät die Umwelt in den Hintergrund.

Das ist die Gefahr, die in dieser Krise steckt: Man denkt zu kurzfristig. Blickt man in der Geschichte zurück, sieht man, dass die letzte grosse Wirtschaftskrise mit dem Zweiten Weltkrieg überwunden wurde. Es besteht die Gefahr, dass in Krisenzeiten Ideologen mit der Idee auftreten, eine Kriegswirtschaft aufzubauen, um Arbeitsplätze zu schaffen. Heute haben Umweltprobleme einen ganz anderen Stellenwert als damals. Die Krise könnte vielleicht überwunden werden, indem man gerade die wirtschaftlichen Chancen wahrnimmt, die aus ökologischen Problemen entstehen. Es muss sich für Firmen lohnen, in die Umwelt zu investieren.

Die Manager und ihr Geschäftsgebaren stehen besonders in der Kritik. Ist den Geschäftsleuten der moralische Kompass abhanden gekommen?

Der hat wahrscheinlich auch eine Rolle gespielt. Gerade als Ethiker bin ich gegenüber Moralisation aber skeptisch. Den Managern wird Gier vorgeworfen. Das ist moralische Verfehlung. Doch man muss dahinter blicken. Ich verstehe die komplexen Hintergründe der gegenwärtigen Krise natürlich viel zu wenig. Doch ich vermute, dass sich hinter dem Handeln der Geschäftsleute weniger Gier als strukturelle Probleme im System und dann unausweichliche Handlungsmuster verbergen, wie zum Beispiel der Glaube an die heilbringende Wirkung des Konkurrenzdrucks.

Im Zusammenhang mit moralischen Verfehlungen wird oft der Ruf laut, dass Ethik auf den Stundenplan der Schulen gehört. Was halten Sie davon?

Ich finde das gut. Ethikunterricht ist für Schüler eine Chance, den Horizont zu erweitern, ihre eigene Wahrnehmung zu schärfen und die ethischen Aspekte des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu diskutieren. Mit Kindern kann man ja sehr gut philosophieren. Man muss ihnen aber nicht Moral beibringen, sondern sie befähigen, eine Sprache für ethische Diskussionen zu entwickeln. Ethikunterricht kann zudem eine Art Alternative sein für den Religionsunterricht.

Wie steht denn der Ethiker zur Religion?

Seit dem Rationalismus im 18. Jahrhundert hat die philosophische Ethik ein schwieriges Verhältnis zur Religion. Es herrscht die Meinung vor, dass Religion heisst, bestimmte Dinge glauben zu müssen und uns von religiösen Dogmen abhängig zu machen. Der Verweis auf die Religion wird mit dem Verlust der Rationalität gleichgesetzt. Doch mit dieser Haltung verkennt man den inhärenten Zusammenhang zwischen ethischen und religiösen Aspekten. Ich denke, dass Ethik und Religion nahtlos ineinander übergehen. Wir brauchen die Kompetenz, Geschichten zu verstehen, die uns bestimmen, auch die grossen Geschichten und die Mythen des Alltags. Die Philosophie sollte sich wieder mehr Reflexionskompetenz im Überlappungsbereich von Ethik und Religion erarbeiten.

Es gibt für Sie also keine Ethik ohne Religion?

Ja, die Religion schwebt bei der Ethik mit.

Ist die Ethik eine Ersatzreligion und der Ethikexperte ihr Priester?

Tatsächlich trifft dies manchmal zu. Wenn dem Ethiker eine Kompetenz zugetraut wird, die er nicht erfüllen kann, halte ich dies aber für gefährlich. Ethiker sollten den Menschen ja nicht vorschreiben, was gut ist. Ethik ist wesentlich Hilfe zur Selbsthilfe. Sie sollte Möglichkeiten, Material, Begriffe und hilfreiche Unterscheidungen vorschlagen, damit die Betroffenen für sich selber besser herausfinden können, welche Entscheide sie in eigener Verantwortung treffen wollen.

Dies würde ein aufgeklärter reformierter Pfarrer auch so ausdrücken.

Das ist wohl so.

Wenn es die Nationale Ethikkommission im Bereich der Humanmedizin (NEK) in den vergangenen sieben Jahren nicht gegeben hätte und die Gesetze, die Sie geprüft haben, nicht durch Sie begutachtet worden wären: Was wäre heute anders?

Das ist eine spekulative Frage. Aber ich vermute, dass die Interessengruppen unbeobachteter hätten auf die politischen Entscheidungsabläufe einwirken können. Auch die Regierung und die Verwaltung wären im Bereich der Humanmedizin weniger beobachtet worden. Unsere Aufgabe besteht ja darin, dass wir Öffentlichkeit dort erzeugen, wo sie nicht oder nur einseitig existiert. Möglicherweise hätte eine andere Gruppierung diese Lücke gefüllt, vielleicht eine private. In Grossbritannien zum Beispiel gibt es den einflussreichen, von einer privaten Stiftung gegründeten «Nuffield Council on Bioethics». Allerdings diskutieren die Briten nun, ob sie nicht doch eine staatliche Ethikkommission auf die Beine stellen wollen.

Wie nahmen die Politiker die Arbeit der NEK auf?

Sehr unterschiedlich; es hing von den Themen ab. Wenn man die Aufnahme zudem davon abhängig macht, ob die Empfehlungen der NEK übernommen wurden, dann konstatieren wir zum Beispiel beim Stammzellenforschungsgesetz eine Erfolgsgeschichte, bei der Sterbehilfe hingegen eher einen Misserfolg - zumindest bis anhin. Das ist aber nicht das alleinige Kriterium. Wenn die Qualität einer Debatte dank unserer Arbeit zugenommen hat, ist dies für mich wichtiger.

«Wir wurden nicht unter Druck gesetzt»

Wurde die NEK instrumentalisiert?

Ich denke schon, in gewisser Weise. Immer wenn ein Politiker sieht, dass die NEK eine Stellungnahme in seinem Sinne vertritt, macht dies sein Argument in der parlamentarischen Debatte stärker. Das ist eine Instrumentalisierung, aber keine gefährliche. Heikel wäre es für uns, wenn die NEK unter Druck gesetzt würde und wir entsprechende Stellungnahmen erarbeiteten, die dann politisch eingesetzt würden. Das ist aber nicht vorgekommen, worüber ich sehr froh bin.

Vielleicht wurde die NEK nicht unter Druck gesetzt, weil sie zu wenig wichtig ist.

Das kann sein. Ich habe aber auch mit den Lobbygruppen, etwa mit der Pharmaindustrie, Kontakte gepflegt. Auf diese Weise hat man gelernt, sich gegenseitig etwas besser einzuschätzen, und wusste, wo jeweils der Dissens liegt. Diesen sollte man durchaus an die Öffentlichkeit tragen. Dann sind die Verhältnisse klar.

Die Philosophin und Psychotherapeutin Carola Meier-Seethaler ist 2006 unter Protest aus der NEK ausgetreten. Sie beklagte am Beispiel des neuen Humanforschungsgesetzes, das die NEK begutachtete, eine zunehmende Ökonomisierung der Politik. Hält die NEK dem ökonomischen Druck stand?

Wie gesagt, den wirtschaftlichen Interessengruppen können wir standhalten. Aber den nicht lokalisierbaren, diffuseren gesellschaftlichen Trends sind wir - wie alle anderen auch - ausgesetzt. Diese können wir oft nicht korrigieren, aber wir können versuchen, auf sie aufmerksam zu machen. In Einzelfällen müssen wir auf die Probleme, die sich etwa durch sogenannte ökonomische Sachzwänge ergeben, kritisch hinweisen, wie zum Beispiel kürzlich bei den neuen leistungsbezogenen Fallpauschalen im Spital.

Wie beurteilen Sie die Arbeit der Medien in der ethischen Debatte?

Die Massenmedien sind das wichtigste Gefäss für die öffentliche Debatte. Ihre Rolle besteht darin, ethische Hot Spots zu erkennen und zu benennen. Sie sind ein Katalysator der öffentlichen Wahrnehmung ethischer Fragen. Wir haben daher eine intensive Auseinandersetzung mit Medienschaffenden gepflegt - zu unserem eigenen Gewinn übrigens. Ethische Fragestellungen wurden oft von den Medien aufgeworfen, oder unser Interesse daran wurde von ihnen bestätigt.

Sie haben aber auch ab und zu die Vereinfachungen durch die Medien kritisiert.

Es ist mir lieber, wenn die Medien vereinfachen, als wenn sie überhaupt nicht berichten. Vereinfachungen kann man richtigstellen.

«Die Schweiz hat den Zug verpasst»

Die Schweiz ist klein. Entsprechend beschränkt ist die Zahl der potenziellen Mitglieder von Ethikkommissionen. Man trifft immer wieder dieselben Ethikexperten in verschiedenen Gremien an. In der Schweiz gibt es einen Ethiker-Klüngel.

Ja, die Community ist zu klein und noch zu wenig interdisziplinär. Die Schweiz hat auf der universitären Ebene im Bereich der sogenannten «Ethical, Legal and Social Issues» schlicht den Zug verpasst. Wenn man vergleicht, was in den Niederlanden, Dänemark und vor allem in Grossbritannien in diesem interdisziplinären Feld zwischen Ethik, Recht, Kulturwissenschaften und Soziologie passiert, ist die Schweiz weit abgeschlagen.

Immerhin gibt es an der Universität Zürich ein Ethikzentrum und einen universitären Forschungsschwerpunkt Ethik.

Das ist ein guter Anfang, durchaus. Ich habe aber Bedenken, dass die Mittel nur ein paar Jahre anhalten und zu wenig nachhaltig wirken. Es wird einen neuen Forschungsschwerpunkt in einem anderen Fachbereich geben - und das Ethikzentrum schrumpft wieder.

Interview: Markus Hofmann